

Felicitas Konecny

Für eine feministische Bau-Kunst

Die Frauen-Werk-Stadt in Wien und Überlegungen zu einer feministischen Theorie der Architekturproduktion

„In Wien entwickeln Frauen derzeit das größte Projekt des frauengerechten Wohnungsbaus in Europa.“¹

Als in Österreich lebende Feministin und Architekturproduzentin komme ich an der Frauen-Werk-Stadt nicht vorbei. Rund ein Jahr lang habe ich für die Architektin Gisela Podreka gearbeitet, auch an diesem Projekt. Es war und ist Thema von Tagungen und Publikationen² und nicht zuletzt der österreichweiten Planerinnentreffen³ – so sammelte ich eine Fülle von Informationsmaterial. Und ich sprach mit Eva Kail, der Leiterin des Frauenbüros, den beteiligten Architektinnen Franziska Ullmann, Maria Auböck, Liselotte Peretti, Gisela Podreka sowie der Künstlerin Johanna Kandl.⁴ Diese Gespräche, die mit großer Ausführlichkeit, Offenheit und Engagement geführt wurden, sind die – nunmehr fast unsichtbare – Grundlage meines Textes. Denn die span-

nendsten Fragen waren für mich diejenigen, die nicht angesprochenen wurden: als von Anfang an Ausgeschlossenes oder als unterstellte Selbstverständlichkeit.

Meine Überlegungen entwickeln sich also an den Grenzen der Frauen-Werk-Stadt. Ich gebe zuerst eine kurze Erläuterung des Projekts und der daran wirksamen Aus-schlußmechanismen. *Für eine feministische Theorie der Architekturproduktion* suche ich Leerräume der Frauen-Werk-Stadt auf, die zu Freiräumen werden könnten: Die *Denk-Räume* beinhalten Themen der feministischen Theorie, die als komplementär zum Umriss der Frauen-Werk-Stadt zu bezeichnen sind. *Körper-Raum, Tat/Sachen-Raum, Erzählender Raum* und *Kunst-Raum* bezeichnen konzeptuelle Ansätze für Ver-fahrensweisen der Architekturproduktion. Der *Nachsatz* lenkt den Blick wieder auf den Ausgangspunkt – aus veränderter Perspektive.

Modellprojekt Frauen-Werk-Stadt⁵

Im Herbst 1992 begann das Frauenbüro⁶ der Stadt Wien ein Projekt zu entwickeln, das die Anforderungen an *frauengerechtes Bauen* beispielhaft in Realität umsetzen sollte. In einer Phase, in der aufgrund von Wohnraumangel und Wachstumsprognosen Stadterweiterungspolitik betrieben wurde, lag die Entscheidung für eine Wohnanlage am Stadtrand nahe. Daß dieses Modellprojekt innerhalb der gleichen finanziellen, ad-ministrativen und vor allem zeitlichen Rahmenbedingungen ablaufen sollte wie her-kömmliche Bauvorhaben, wurde mit einer Übertragbarkeit der Ergebnisse begründet. Die Initiative fand Unterstützung bei den zuständigen Ressorts für Stadtplanung, Wohnbau und Frauenfragen.⁷ Das Frauenbüro wählte das Grundstück (2,3 ha am nördlichen Stadtrand an einer Straßenbahnlinie), die Bauträgerinnen (die Stadt Wien und eine Genossenschaft) und acht Architektinnen aus und erstellte die Ausschrei-bungsunterlagen für ein Expertinnenverfahren (d.h. eine Mehrfachbeauftragung). An-fang 1994, nach zwölf Wochen Bearbeitungszeit, beurteilte eine Jury unter dem Vorsitz von Kerstin Dörhöfer die Projekte. Die Empfehlungen wurden umgesetzt: Das Kon-zept von Franziska Ullmann (Freiraumplanung Maria Auböck) wurde als städtebauliches Leitprojekt zur Grundlage für den Flächenwidmungs- und Bebauungsplan. Zu-sammen mit ihr erhielten Liselotte Peretti, Gisela Podreka und Elsa Prochazka Beauf-tragungen für die Realisierung je eines Bauteils, Maria Auböck für die generelle Frei-raumplanung.⁸ Damit ging die Entscheidungsbefugnis über das Projekt vollständig an die Bauträgerinnen.⁹ Im Sommer 1995 erfolgte die Grundsteinlegung, Fertigstellungs-termin ist Herbst 1997. Das Frauenbüro plant, sich in der Besiedlungsphase für die Ent-wicklung eines BewohnerInnenvereins zu engagieren und Begleitforschung zu initiie-ren.

Die Frauen-Werk-Stadt wird aus 359 Wohnungen bestehen, jeweils mit Tiefgaragen-platz und Kellerabteil. Sechs Altenwohnungen sollen es möglich machen, daß alte Men-schen in der Nähe ihrer Kinder und Enkel leben können. Eine betreute Wohngemein-schaft für Behinderte und vier unabhängige Behindertenwohnungen sind vorgesehen. An Infrastruktur sind ein Kindergarten mit Kleinkinderkrippe, eine Arztpraxis, 600 m² Geschäftsfläche und ein Polizeiwachzimmer geplant. Die Freiflächen umfassen Er-

schließungsflächen, bei Erdgeschoßwohnungen teilweise Mietergärten oder -terrassen und siedlungsöffentliche Flächen unterschiedlicher Gestaltung, die sich vor allem an den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen orientieren, sowie frei zugängliche Dachterrassen. Das Angebot an gemeinschaftlich nutzbaren Räumen enthält neben den obligaten Waschküchen, Kinderwagen- und Fahrradräumen unter anderem Kinderspielflächen, Werkräume, ein Kommunikationszentrum mit 170 m² und einen dem Kindergarten zugeordneten Mehrzweckraum.

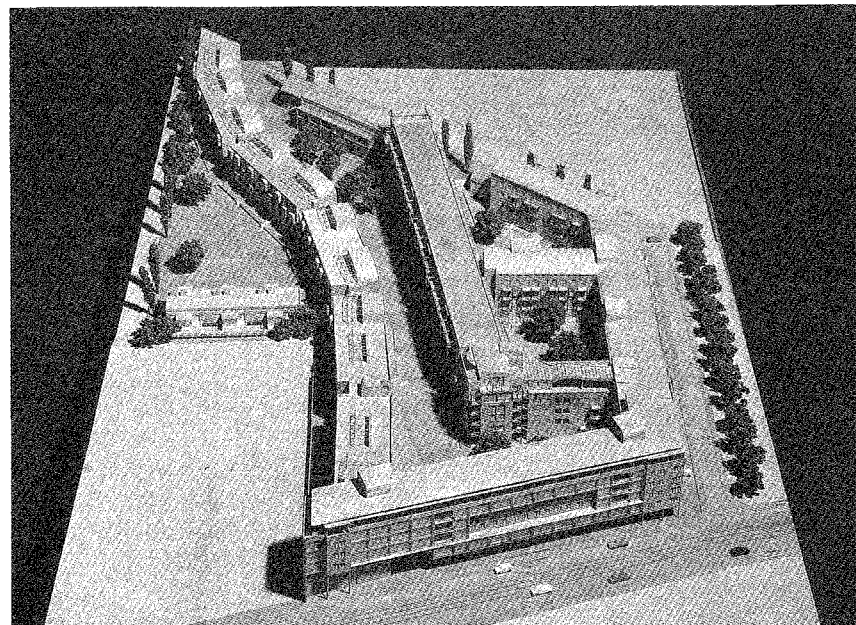
„Frauengerechte Stadtplanung und frauengerechter Wohnbau heißt, sich an den komplexen Alltagsmustern von Frauen zu orientieren.“¹⁰ Aus diesem Leitgedanken wurden die Zielvorstellungen für die Frauen-Werk-Stadt entwickelt – hier einige Stichworte (die Konzepte sind aus der Literatur bekannt): Hohe soziale Qualität der Wohnumgebung – Gestaltungsqualität, kommunikativer Charakter, Gebrauchswert und Aneignungspotential – ist ein zentrales Kriterium. Die Wohnungen entsprechen den Anforderungen der Haus- und Familienarbeit und bieten flexible Nutzbarkeit für verschiedene Lebensphasen und Wohnformen. Sie sind eng mit dem Außenraum verknüpft. Orte der (informellen) Begegnung unterstützen Nachbarschaft, vielfältige Freiflächen entsprechen den nach Alter und Geschlecht unterschiedlichen Bedürfnissen. Die Siedlung trägt dem Sicherheitsbedürfnis unter anderem durch überlegte Gestaltung von Wegeführung, Erschließungszonen und Garagen Rechnung.

Neben dem Ziel, ein qualitativvolles Wohnviertel im Sinne dieser Kriterien zu schaffen, sind zwei weitere politische Vorhaben mit diesem Projekt umgesetzt worden: Erstens unter dem Schlagwort *Frauengerechtigkeit* Kriterien wie Alltagstauglichkeit und Sicherheitsgefühl in den Planungsdiskurs einzuführen und bisher ignorierte Bedürfnisse von Frauen sichtbar zu machen – nicht nur für Fachleute, sondern auch für eine breitere (mediale) Öffentlichkeit. Zweitens den Anteil von Fachfrauen an der Stadterweiterung zu erhöhen – angeregt durch die Frauen-Werk-Stadt, wurden seither Architektinnen verstärkt auch zu anderen Verfahren eingeladen.

Realpolitik als Praxis des Ausschlusses

Mit der Entscheidung, ein Modellbeispiel für frauengerechte Planung unter den Bedingungen eines *normalen* geförderten Wohnbaus zu realisieren, wurde ein Prozeß in Gang gesetzt, dessen Mechanismen zwar allen mit dem sogenannten sozialen Wohnbau Befassten bekannt sind, dessen diskriminierende, lähmende und qualitätsmindernde Wirkungen aber selten in dieser Schärfe wahrgenommen werden.¹¹ Während der Ausschreibungstext, der alles beinhaltet, was nicht nur feministische Planerinnen, sondern viele engagierte Architektinnen und Architekten schon seit Jahrzehnten fordern, noch sehr offen in Hinblick auf eine Veränderung von Lebensformen geschrieben ist, werden die Intentionen im Verlauf der Konkretisierung des Projektes durch die administrativen, legislativen und finanziellen Rahmenbedingungen zunehmend eingeengt:

Erstens wird durch die (förderungsbedingte) Errichtung einer reinen Wohnbebauung die großräumige Trennung von außerhäuslicher Erwerbsarbeit und unbezahlter Versorgungsarbeit fortgesetzt.



Franziska Ullmann (Leitprojekt), Liselotte Peretti, Gisela Podreka, Ellen Prochazka, Maria Auböck (Freiplanung), Frauen-Werk-Stadt, Planungsstand Sommer 1995 (Frauenbüro der Stadt Wien).

Zweitens bestätigt die Präsentation einer Wohnanlage als Modell für einen frauengerechten Stadtteil die ideologische Verknüpfung von Frauen mit Wohnen (also Privatheit und Versorgungsarbeit).

Drittens münden die Selektionskriterien der Wohnbauförderung – und in geringem Maße auch die kommunale Belegungspraxis – in einer einseitigen Förderung (und damit Ghettoisierung) von inländischen Jungfamilien aus der breiten Mittelschicht¹², womit die (Klein)Familie als Platz der Frau ausgewiesen wird; alternative Lebensformen bleiben damit genauso ausgeschlossen wie AusländerInnen, alte Menschen und Arme.

Viertens unterscheidet sich der Planungsverlauf nicht substantiell von herkömmlichen Expertenverfahren: Die Initiatorin (das Frauenbüro) hat keine formelle Position und folglich kein Mitspracherecht im Realisierungsprozeß, die Bauträgerinnen sind nur moralisch an die Projektidee gebunden. Die Architektinnen sitzen zwischen den Stühlen, weil sie vertraglich den Bauträgerinnen verpflichtet sind, vor der Öffentlichkeit aber mit ihrem Namen für die Qualität des Ergebnisses einstehen. Da das Projekt keinen Experimentalstatus hat, liegt eine Auslegung der Bauvorschriften zugunsten oder ungunsten des Projektzieles einzig im Ermessen der zuständigen BeamtInn/en. Die zu-

künftigen NutzerInnen kamen erst nach Baubeginn als *WohnungswerberInnen* ins Spiel – ihre Möglichkeit, konkrete Bedürfnisse zu artikulieren, beschränkt sich auf das Wohnungsinne.¹³

Fünftens wird die Problemformulierung, die den kleinsten gemeinsamen Nenner der Vorstellungen des Frauenbüros und der Planungsbürokratie darstellt, in der Rezeption durch die Medien nochmals vergrößert: *Frauengerecht* wird hier sehr schnell zu *familiengerecht* und die einseitige Verteilung der Lasten (die Hausarbeit wird zu 76 % von Frauen geleistet) wird als statistische Größe beschrieben, jedoch nicht als „ungerecht“.

Der Verzicht auf die Einforderung struktureller Maßnahmen war der politische Preis für eine rasche, medienwirksame Umsetzung dieses *Großprojektes*. Adressatinnen für die Veränderungswünsche wurden die acht geladenen Architektinnen. „Ihre eigenen Alltagserfahrungen sollen hier einfließen und gezielt berücksichtigt werden. Frauengerechter Städte- und Wohnungsbau heißt vor allem, die vielfältigen weiblichen Alltagsbezüge zu einem wesentlichen Kriterium des Entwurfes zu machen.“¹⁴ Als Veränderungspotential blieben im wesentlichen die Erleichterung der häuslichen Versorgungsarbeit mittels nutzungsgerechter Gestaltung der Innen- und Außenräume, die Milderung der sozialen Isolation durch Kommunikationsmöglichkeiten innerhalb der Siedlung, die Erhöhung des Sicherheitsgefühls und der Aufenthaltsqualität – Anliegen, die längst Standard sein sollten. Es stellt sich aber unweigerlich die Frage, inwieweit die damit angesprochenen Probleme gerade durch die hier reproduzierte Wohnbaupolitik mitverursacht beziehungsweise zementiert werden – ich verweise auf die oben angesprochene räumliche Funktionstrennung, die u.a. durch lange Wege den Zeitaufwand für Versorgungsarbeit erhöht und die Verbindung mit Erwerbsarbeit wesentlich erschwert, die Ghettoisierung und Isolierung durch die Förderungs- und Belegungspolitik und auf die Stellplatzverordnung¹⁵, die als Konsequenz einer autoorientierten Verkehrspolitik die Errichtung teurer und unwirtlicher Tiefgaragen fördert.

Darüber hinaus entsteht aus den oben erwähnten Bedingungen für die Frauen-Werk-Stadt eine personelle Konstellation, die an sozialreformerische Fraueninitiativen des letzten Jahrhunderts erinnert: Dem Bild der zukünftigen Bewohnerin als unterdrückte Frau – mit Haushalt, Kindererziehung, Versorgung des Ehemannes und oft auch Beruf mehrfach belastet, durch die Kleinfamilienstruktur sozial isoliert, unsicher in der Benutzung unkontrollierter Räume – wird das der Architektin gegenübergestellt, der aufgrund ihres Frau-Seins Kompetenz für *Frauenalltag*, darüber hinaus aber auch noch soziales Engagement und Einfühlungsvermögen zugesprochen werden, Eigenschaften, die sie zur Lösung der obengenannten Aufgaben befähigen sollen – zusätzlich zu den normalen Anforderungen an ArchitektInnenleistungen.

Für eine feministische Theorie der Architekturproduktion

Aus feministischer Sicht kann sich Veränderung nicht auf Ergänzung und Verbesserung bestehender Strukturen der Diskriminierung beschränken. Es geht ganz radikal um die gleichberechtigte Aneignung von bestehenden Räumen durch Frauen und Männer, um emanzipatorische Produktionsprozesse, um die Schaffung von Orten, die der selbstbe-

stimmten Existenz von Frauen und Männern Raum geben. Dies ist ein politisches und gleichermaßen ein architektonisches Programm.¹⁶

In der Literatur über *Frauen und Architektur* finden sich nur ganz selten Überlegungen zur Gestaltung, die über eine pauschale Kritik an phallogentrischer Herrschaftsästhetik hinausgehen. Dafür gibt es mehrere Gründe: Erstens die Vorreiterinnenrolle, die die Gesellschaftswissenschaften bei der Entwicklung von Frauenforschung hatten – die feministische Planungskritik orientierte sich an sozialwissenschaftlichen Fragen und Methoden. Zweitens ist die Architekturausbildung entweder an technischen Universitäten oder an Kunsthochschulen angesiedelt, das bedeutet einen geringen Legitimierungsbedarf: als quasi technisch-rationale Planungsdisziplin im einen Fall, als Produkt individueller Kreativität im anderen. Daraus folgt ein geringes Maß an Selbstreflexivität.¹⁷

Drittens eine Sicht der Kunst, geprägt von der „esoterischen Auffassung weniger, spezialisierter Fachleute“¹⁸, die eine Relevanz von Kunst für die Allgemeinheit ausschließt.

Gestaltung ist gegenwärtig die zentrale Aufgabe der Architektur. Aus diesem Grund möchte ich mich – ohne die politische Dimension des Arguments aus den Augen zu verlieren – folgender Frage zuwenden: Wie können Architektinnen *als Architektinnen* zu einer Veränderung in feministischem Sinne beitragen?

Denk-Räume

Die oben skizzierte Entwicklung der Frauen-Werk-Stadt zeigt, daß gerade ein Projekt mit explizit realpolitischem Ansatz, das nichts anderes will als die offensichtlichen Probleme lösen – und das gilt für die meisten Bauaufgaben – nicht ohne sehr weitreichende Reflexion auskommt, wenn es sich nicht von der Eigendynamik der Abläufe treiben lassen, sondern *hart am Wind segeln* will. Dies gilt für Architektinnen in spezieller Weise, da sie die materielle Umsetzung der Ideen kontrollieren: Ohne Reflexion der Aufgabenstellung und Rahmenbedingungen läuft ihre Arbeit Gefahr, altbekannte (patriarchale) Muster zu reproduzieren – gerade weil Gestaltung als geschlechtsneutral tradiert wird.¹⁹ Ich möchte exemplarisch auf zwei zentrale Fragen verweisen, die von der Aufgabenstellung der Frauen-Werk-Stadt ausgespart blieben, denn hier wird feministische Theorie als kritisches Potential praktikabel.²⁰

Denk-Raum 1: Wem soll *frauengerechtes Bauen* gerecht werden?

Die Historikerin Barbara Hey über den Umgang Judith Butlers mit der Kategorie „Frau/en“: „Ihr Ausgangspunkt ist die Frage nach der Herkunft des Bedürfnisses bzw. des Zwangs, die Kategorie ‘Frau/en’ zu errichten. Diesem liegt die Annahme zugrunde, daß politische Interessen nur auf der Basis einer vorher existierenden Identität artikuliert und in Politik umgesetzt werden können, eine Idee, die Butler für eine unzulängliche, reine Nachahmung repressiver Strategien hält. [...] Auf politischer Ebene geht es

demgemäß darum, Formen von Politik zu finden, die ohne bzw. mit provisorischen Einheiten auskommen können [...]. Die Kategorie 'Frau/en' ist für Butler selbst nicht etwas Abgeschlossenes, einmal Erzeugtes, sondern – als fortdauernde diskursive Praxis – ein prozessualer Begriff, wodurch ihre Veränderlichkeit, ihre Fähigkeit, neue Bedeutungen anzunehmen, gewährleistet ist. Hier ergibt sich eine Möglichkeit für Eingriffe.“²¹

Denk-Raum 2: Wie kann *frauengerechtes Bauen* sowohl den gegenwärtigen Lebensmodellen von Frauen als auch ihren Wünschen nach Veränderung dieser Modelle gerecht werden?

Joan W. Scotts Überlegungen zu den Begriffen Gleichheit und Differenz resümiert Barbara Hey so: „Für Scott ergibt sich [...] die Frage: Wie können wir die Geschlechterdifferenz anerkennen und nutzen, ohne uns die Möglichkeit, Gleichheitsansprüche zu vertreten, zu verstellen? [...] Scotts Lösungsvorschlag kombiniert die Zurückweisung der Opposition von Gleichheit und Differenz mit dem Bestehen auf Differenzen, wobei allerdings der Differenzbegriff [...] modifiziert werden muß: Differenz kann nicht mehr einfach als etwas Selbstverständliches, immer schon Vorhandenes oder Transzendentes behandelt werden; es muß immer erläutert werden, welche Aspekte verglichen werden, wie die Bedeutung der jeweiligen Differenz konstruiert wird.“²²

Das hier angedeutete dekonstruktive Verfahren ist geeignet, in *Sachzwängen* enthaltene Denk-Konstrukte offenzulegen. Dadurch wird – selbst unter den Bedingungen eines an Machbarkeit orientierten Pragmatismus – Veränderung denk-möglich.

Jedoch – „Language [...] is a map always in search of a territory. It imposes order, it draws boundaries, classifies and taxonomises and yet remains always an abstraction, separate from the world of lived experience, separate from the very thing that it seeks to describe.“²³ Ich präzisiere also meine Ausgangsfrage: Welche Verfahren sind aus feministischer Sicht geeignet, diskursive Prozesse (wie die Diskussion um die Aufgabenstellung und die Zielgruppe) in Bauwerke umzusetzen?

Parenthese – Noch ein Denk-Raum

Jedes reale Bauwerk ist geformte Materie – ganz gleich, ob der Prozeß der professionellen Herstellung als Kunst, Handwerk oder Dienstleistung aufgefaßt wird – und nur in dieser *Form* der Wahrnehmung und dem Gebrauch (der *Funktion*) verfügbar.

Doch auch Architektinnen, die sich mit feministischen Ansätzen in der Architektur beschäftigen, gehen von einer Dichotomie Funktion – Form aus, so z.B. Margrit Kennedy, wenn sie zwar vorschlägt, „geschlechtsspezifische Unterschiede als graduelle Unterschiede in der Bewertung und Prioritätensetzung zu sehen und nicht als einander ausschließende Gegensätze“²⁴, dann aber eine Liste anschließt, in der unter dem Titel *Das weibliche Prinzip gegenüber dem männlichen Prinzip* folgende dichotomische Paarungen gegenübergestellt werden: „eher Nutzer-bezogen als Entwerfer-dominant,

eher ergonomisch als monumental, eher funktional als formal ausgerichtet, eher veränderbar als festgeschrieben, eher organisch geordnet als abstrakt systematisiert, eher holistisch/ komplex als spezialisiert/ eindimensional, eher sozial als profitorientiert, eher langsam wachsend als schnell konstruiert.“²⁵

Die Handhabung der Begriffe *Funktion* und *Form* in der Debatte um frauengerechtes Bauen beinhaltet drei Annahmen, die jede für sich fragwürdig ist: Erstens, in der herkömmlichen, patriarchalen Architekturpraxis gäbe es eine Dominanz der Form zu ungunsten der Funktion. Zweitens sei Funktion mit NutzerInnen-Bezogenheit gleichzusetzen, Form mit Selbstbezogenheit des Entwerfers/der Entwerferin. Drittens würde eine Umkehrung des Dominanzverhältnisses mehr Frauengerechtigkeit schaffen, zumindest müßte ein *ausgewogenes Verhältnis* hergestellt werden. Damit wird auf ein grundlegendes Problem verwiesen: Im Diskurs um *frauengerechtes Bauen* wird die Dichotomie Funktion – Form analog der Dichotomie Geist – Körper konstruiert. Funktion bzw. Geist stellen dabei das Wesentliche dar, Körper bzw. Form das Äußerliche, Oberflächliche. Die umfassenden Konsequenzen, die das Konzept der Beherrschung des Körpers durch den Geist auf unsere Gesellschaft und insbesondere auf die Konstruktion der Geschlechter hatte und hat, sind bekannt. Die unreflektierte Parteinahme für einen rationalistischen Funktionalitätsbegriff unterstützt diese Praxis der Spaltung und des Ausschlusses.

Körper-Raum

Einen anderen Zugang zum Verhältnis von Körper und Geist und in der Folge zum „Zusammenhang von leibhaftigem Leben und planender Gestaltung von Raum“²⁶ eröffnet ein Aufsatz der Philosophin Elisabeth List, in dem sie auf die These von der „Leibgebundenheit aller Erkenntnis und Erfahrung“²⁷ unter anderem bei Cassirer verweist: „Es ist, als würden alle gedanklichen und ideellen Beziehungen dem Sprachbewußtsein erst dadurch faßbar, daß es sie auf den Raum projiziert und analogisch abbildet. An den Verhältnissen des Beisammen, des Nebeneinander und Auseinander gewinnt es erst das Mittel zur Darstellung der verschiedenartigsten qualitativen Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Gegensätzlichkeiten.“²⁸ Und auch neurologische Erkenntnisse der letzten Jahre stellen den Primat des Intellekts in Frage: „They are challenging the orthodoxy that our intelligence is defined in terms of language – that without language there is no thought, and no memory. [...] Your inner knowledge [...] is largely inaccessible to introspective language, which means that what you feel about something is often more valid than what you think or say about it.“²⁹ Die Bewegung des Körpers im Raum, die sinnliche Wahrnehmung von Größenverhältnissen, Materialqualitäten, Geräuschen etc. sowie die emotionale Reaktion darauf sind also primäre Erkenntnisquellen und nicht nur sekundäre materielle Konsequenzen von Funktionserfordernissen.³⁰

Tat/Sachen-Raum

Maja Lorbek und Gerhild Stosch gehen von Stadt-Erfahrung als Überlagerung von Bewegung, sinnlicher Wahrnehmung, intellektueller Abstraktion und Vorstellungsvermögen aus. Sie beschreiben das Verhältnis von Gebrauch und Herstellung auf folgende Weise: „Die Form des Materiellen ist einer langsamen Zeitlichkeit unterworfen. Die Erscheinungsarten der Tätigkeiten sind dagegen rasch verwandelbar. Die materielle Stadt bleibt nicht dieselbe, wenn darin andere Tätigkeiten stattfinden, wenn (sie) anders ge-/er-lebt und anders gebraucht wird. Das Wissen von den Dingen ist untrennbar mit dem Gebrauch der Dinge verbunden. Die Herstellung der Dinge endet nicht in der Vollendung der (identitätslogischen) Produktion. Die Dinge werden Dinge erst im Gebrauch, und da Gebrauch verwandelbar ist, handelt es sich tat/sächlich um ein Werden.“³¹

Erzählender Raum

Diese Art der Stadt-Erfahrung kann wiederum durch die Errichtung eines Gebäudes interpretiert werden – wie Tony Fretton mit seiner Lisson Gallery in London zeigt. Der Architekt und Performance-Künstler kommentiert die von ihm beabsichtigte Interaktion von Personen, Gebäuden und Stadt: „The response of people who use the Lisson shows me that it is possible to make a building that carries out the client's programme but also makes larger scale statements, and that this in no way detracts from the performance of the building, but actually makes it better. [...] these statements can be holistic and concerned with our place in creation and they can be expressed in ways that can be commonly understood. So I am for architecture which is communicative and against architecture which feels it must be obscure (...). The prospect framed by the windows of the Lisson is of a city formed by neglect and mistakes but also of a work in which we have all participated, where we might see our metaphysical position and our more natural collective aims. The building is pointing out to the city and back to the viewer and telling a story, a story in rhyme so that we might receive it in that state between imagination and experience when we know the world deeply.“³²

Es geht also um Verfahrensweisen, die von der Leiblichkeit und den alltäglichen Tätigkeiten und Erfahrungen der Frauen und Männer ausgehen, die auf die Komplexität, Widersprüchlichkeit und Veränderbarkeit der Lebensäußerungen mit Offenheit und Mehrdeutigkeit reagieren und nicht die Reduktion auf rationale Begrifflichkeiten zum leitenden Prinzip von Erkenntnis und Handeln machen. „Da ist die Kunst der Soziologie um mehr als eine Nasenlänge voraus. Praktiziert sie doch schon seit geraumer Zeit gerade das: Ambivalenz.“³³ Aufgrund der einseitigen Ausrichtung unserer Wissenschaften – und insbesondere der positivistischen Planungsdisziplinen – werden künstlerische Methoden entweder mystifiziert oder abgewertet – aber jedenfalls vom Diskurs ausgeschlossen. Gerade deshalb plädiere ich für eine *feministische Bau-Kunst*, die sich im lebhaften Austausch mit anderen Künsten entwickelt.

Kunst-Raum

Insbesondere in der Kunst von Frauen der letzten Jahrzehnte liegt meines Erachtens ein unverzichtbares Potential an Erkenntnisformen, die in Verbindung mit der Herstellung von Objekten oder Environments stehen oder sich mit den Beziehungen von Körper und Raum beschäftigen. Einige wurden gemeinsam mit oder parallel zu feministischen Denk- und Politikformen entwickelt, einige in anderen Zusammenhängen. Drei Charakteristika scheinen mir dabei bedeutsam:

1. Diese künstlerischen Verfahren sind widerständig gegen Mißbrauch durch Herrschaftssysteme, weil sie nicht universalisierbares Wissen produzieren, sondern Erfahrungen ermöglichen, die nur in bestimmten Kontexten und nur durch die Präsenz der Betrachtenden aktualisierbar sind.

2. Diese künstlerischen Verfahren gehen produktiv mit gegebenen Verhältnissen um. Da sie nicht auf wissenschaftlich anerkannte Methoden (z.B. Analyse und Reduktion) beschränkt sind, sondern auch mit Überlagerungen und Erhöhung der Komplexität arbeiten, können sie gleichzeitig ihren Kontext und die eigenen Entstehungsbedingungen kritisch reflektieren (oder subversiv wenden, oder visionär darüber hinausweisen) und in vielfältige Beziehungen mit ihrer Umgebung und den RezipientInn/en treten.

3. In diesen künstlerischen Verfahren ist die Einheit von (sinnlicher) Erfahrung und Erkenntnis evident, ohne daß sie auf die Freiheit intellektueller Distanz verzichten. Sie bieten Modelle einer Praxis, die die dichotomischen Konzeptionen von Körper und Geist, Form und Inhalt, Natur und Kultur überschreitet.

Künstlerische Arbeit kann also das leisten, was feministische Theorie als Veränderungsmöglichkeit des Denkens und Handelns zu formulieren versucht und was – aus Gründen der Machtverteilung, aber auch aus methodischen Gründen – innerhalb technisch-wissenschaftlicher Disziplinen wie der Planung als unmöglich erscheint. Die Anerkennung von Kunst als gesellschaftlich relevante Erkenntnisform und Praxis – gleichberechtigt mit den akademischen Wissenschaften – scheint mir aus dieser Sicht ein unverzichtbarer erster Schritt zum Dialog; der zweite wäre eine Öffnung des Aufgabefeldes durch die Integration von KünstlerInnen in Planungsprozesse; in der Folge würden sich die Disziplinen transformieren, indem künstlerische Verfahren Bestandteil der Planungsmethodik werden.

Wie bereichernd die Mitarbeit von KünstlerInnen in Planungsprozessen ist, zeigt der Beitrag von Johanna Kandl für die Frauen-Werk-Stadt. Im Frühjahr 1995 wurde sie von den vier Architektinnen eingeladen; im gemeinsamen Gespräch entstand dann die Idee zu ihrem Projekt: die Gestaltung der Bodenbeläge für die zentrale Freiraumfolge (*Platz – Straße – Anger*). Damit reagiert sie auf die Problematik, daß sich die Siedlung aus vier Bauteilen zusammensetzt und verwendet ein ohnehin vorgesehenes Element, um die Gebäude miteinander zu verbinden. Ihr ästhetischer Anspruch ist, vielschichtig interpretierbare Arbeiten zu schaffen, die der Betrachterin, dem Betrachter eine Freiheit des Umgangs erlauben. „Ich glaube, dieser Ansatz der Selektivität der Rezeption gibt ein brauchbares Denkmodell vor allem zur Kunst im öffentlichen Raum ab. Dadurch wird es möglich, Arbeiten z.B. im Kontext verschwinden zu lassen, Kunst sichtbar und un-

sichtbar zu machen und verschiedene Codes zu verwenden [...]. Das einfache Denkmolell – das ist Kunst – das ist nicht Kunst – ist schon fast hundert Jahre überholt und wird auch in Analogie zur Wissenschaft immer unbrauchbarer, und dadurch wird die Thematisierung von Wahrnehmungsverläufen und Kontextverschiebungen und der Gleichzeitigkeit und Vernetztheit von verschiedenen Ordnungssystemen immer wichtiger.“³⁴ Dabei sind ihre Arbeiten meist von großer Klarheit – auf den ersten Blick. Wie diese Bodengestaltung, die sich aus verschiedenfarbigen, einander überlagernden Kreissegmenten zusammensetzen wird. In die Felder geschrieben die Namen von exotischen Ländern, Ländern der Sehnsucht: „Ein schönes Muster“, wie die Künstlerin selbst sagt. Und ein Spiel-Raum für die Kinder, die sich in Feuerland oder Transsylvanien treffen können. Und vielleicht ein Spiegel des Fernwehs, der Wünsche nach Abenteuer und Exotik, die die Erwachsenen wohl auch in einer „alltagstauglichen“ Wohnumgebung haben. Oder ein Verweis auf die Siedlung als *kleine Welt*? Johanna Kandl: „Ich will nicht Fragen beantworten, ich will Fragen stellen. Abgesehen davon, warum sollte ich mehr wissen als andere Leute?“³⁵ Die scheinbare Naivität, mit der sie hier einfache Motive und geheimnisvoll-vertraute Wörter verwendet, eröffnet auf den zweiten und dritten Blick ein irritierend weites Feld von Lesarten. Daraus entsteht eine Spannung, eine Faszination vergleichbar der beim Betrachten eines Vexierbildes: Entscheiden muß jede/r für sich selbst. Oder darüber hinweggehen.

Nachsatz

Wenn Realisierung die Summe der Anforderungen und Absichten abzüglich der Rahmenbedingungen und Sachzwänge wäre, gäbe dies eine eher pessimistische Prognose für die Frauen-Werk-Stadt. Als Planerinnen sind die Architektinnen an Verträge und Normen gebunden. Als Baukünstlerinnen können sie die Aufgabenstellung, wo sie nicht erfüllbar ist, überschreiten und eine Ahnung dessen geben, was sich unter anderen Rahmenbedingungen entfalten könnte: durch Räume, die sowohl eine sinnliche, materielle Präsenz haben, als auch eine Mehrdeutigkeit als beispielbare, benutzbare, lesbare, verwendbare, umdeutbare, aneignbare Räume. Wirksam wird dieses Potential in der Art und Weise, wie die BewohnerInnen sich dazu in Beziehung setzen. Eine eigenverantwortliche Arbeit, die ihnen weder Kunst noch Politik abnehmen können.

1 Eva Kail: Frauen-Werk-Stadt. In: Stadtbauwelt 126, Bauwelt 1995, H. 24, S. 1391-1393, hier: S. 1391.

2 Drei seien beispielhaft genannt: Perspektiven (Wien), 1994, Heft 1/2; Rita Mayrhofer/Susanne Staller: Die Frauen-Werk-Stadt: Ein Wettbewerb für frauengerechten Städtebau? In: Zolltexte (Wien), 1994, Nr. 2, S. 19-22; Gerda Schneider: Frauen und

Freiräume in der Planung. In: Vorausdenken – Querdenken – Nachdenken: Texte für Ayla Neusel. Hrsg. von Sigrid Metz-Göckel/Angelika Wetterer. Frankfurt; New York 1996, S. 171-181.

3 Die „Österreichweiten Planerinnentreffen“ finden seit 1993 zweimal jährlich abwechselnd in Wien, Graz und Innsbruck statt. Sie sind Arbeitstagungen feministischer Plane-

rinnen (v.a. Landschaftsplanerinnen und Architektinnen) mit aktuellen lokalen Schwerpunkten und kontinuierlicher Weiterentwicklung übergreifender Themen.

- 4 Die Architektin Elsa Prochazka lehnte ein Gespräch mit der Begründung ab, aus ihrer Sicht sei jetzt nicht die richtige Zeit für Reflexion.
- 5 Die folgenden Informationen sind zum Großteil der kopierten Broschüre „Alltagsraum Stadt. Ein vielschichtiges Gewebe“ entnommen, die das Frauenbüro/Magistrat der Stadt Wien zur Ausstellung „Stadtgerechte Frauen. Frauengerechte Stadt?“, Altes AKH Wien, 4.-29.10.1995, auflegte.
- 6 Magistratsabteilung für Frauenförderung und Koordinierung von Frauenangelegenheiten.
- 7 Das Projekt fügte sich auch einer Strategie ein, durch sogenannte „Themenstädte“ punktuell öffentlichkeitswirksame Innovationen zu setzen (beispielsweise durch eine „Sun-City“ mit Sonnenkollektoren oder eine „Thermensiedlung“ mit Abwärmenutzung).
- 8 Vgl. die Abbildung: Bei genauer Betrachtung sind die Bauteile durch ihre Dachgestaltung zu unterscheiden. Bauteil Ullmann vorne, U-förmig; Peretti rechts, Kammbebauung; Podreka in der Mitte, langer Riegel und verschwenktes Endstück; Prochazka links, geschwungene Baukörperfolge und Kindertagesheim ganz links.
- 9 Abgesehen von einer „Nachjury“ drei Monate vor der Bauverhandlung, bei der die Umsetzung der Projektintentionen und Juryempfehlungen überprüft wurden, beschränkte sich die Einflußmöglichkeit des Frauenbüros auf moralische Appelle und indirekten politischen Druck.
- 10 Alltagsraum Stadt. Ein vielschichtiges Gewebe, S. 3.
- 11 Wer mit Planung befaßt ist, kommt nicht umhin, die Spielregeln der Bürokratie, der Ökonomie und der Politik sehr schnell zu lernen und das Unumgängliche zu akzeptieren. Sich nicht anzupassen, hieße handlungsunfähig zu werden.
- 12 Für die Genossenschaftswohnungen ist ein Genossenschaftsanteil von 5600 ÖS/m² zu

bezahlen, die Miete inkl. Betriebskosten beträgt 64 ÖS/m². Bei den Gemeindewohnungen beträgt der Grundkostenanteil 2500 ÖS/m², die Miete 70 ÖS/m² (100 ÖS = ca. 15 DM, wobei das niedrigere Lohnniveau in Österreich noch zu berücksichtigen ist). Die Gemeindewohnungen werden zwar nach sozialen Kriterien vergeben, und die BewohnerInnen können zusätzlich Wohnbeihilfe beantragen, doch tendenziell gehen die Neubauwohnungen an Personen, von denen zu erwarten ist, daß sie die (im Vergleich zu alten Wohnungen) höhere Mietbelastung aufbringen können.

- 13 Bei den Genossenschaftswohnungen können nichttragende Wände versetzt – also weitreichende Grundrißveränderungen vorgenommen – werden, bei den Gemeindewohnungen stehen nur Bodenbeläge und Fliesen zur Auswahl.
- 14 Expertinnenverfahren Frauen-Werk-Stadt, Unterlagen, 1993, S. 0.3.
- 15 Laut der bisher gültigen Bauordnung mußte pro Wohneinheit ein PKW-Abstellplatz errichtet werden – die demnächst in Kraft tretende Novelle ermöglicht unter bestimmten Voraussetzungen eine geringere Quote.
- 16 Ich verwende „architektonisch“ hier in der weitgefaßten Bedeutung von „die Gestaltung der gebauten Umwelt betreffend“.
- 17 Dazu kommt, daß Entwerfen oft wie ein Handwerk als „Learning by Doing“ gelehrt wird und die Verbindung zur Architekturtheorie und -geschichte eine recht lose ist. Die Entfaltung von Begabungen korrespondiert mit den Methoden eines Fachs: Es gibt KünstlerInnen und ArchitektInnen von hoher sozialer und gestalterischer Sensibilität, die mit theoretischen Konzepten, ja mit Sprache überhaupt, nur sehr durchschnittlich umgehen können.
- 18 John Berger u.a.: Sehen: Das Bild der Welt in der Bilderwelt. Reinbek bei Hamburg 1974, S. 32.
- 19 In einer Situation des Ungleichgewichts bedeutet Neutralität die Erhaltung desselben.
- 20 An dieser Stelle möchte ich der Historikerin Dr. Barbara Hey danken. Im Gespräch mit ihr fand ich kritische Resonanz für eine Konkretisierung und Systematisierung mei-

- ner Überlegungen. Ihr Buch (siehe nächste Anmerkung) hat mir wichtige methodische Zugänge erschlossen.
- 21 Barbara Hey: *Women's History und Poststrukturalismus: Zum Wandel der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den USA*. Pfaffenweiler 1995, S. 152.
 - 22 Hey, S. 82f.
 - 23 Neville Wakefield: *Ann Hamilton: between words and things*. In: *Ann Hamilton: mneme*. Hrsg. v. Judith Nesbitt. Ausst.-Kat., Tate Gallery Liverpool 1994, S.9-26, hier: S. 9.
 - 24 Margrit Kennedy: *Gyn-öko-Logisches zum Verhältnis Frau-Natur-Raum*. In: *Eva & Co* (Graz), o.J., S. 68-77, hier: S. 75.
 - 25 Kennedy, S. 75. Hier steht eine Erklärung an, welchen Zweck die Konstruktion dieser Begriffe als Gegensätze erfüllt (in Analogie zur oben erwähnten Gleichheit-Differenz-Debatte), die den Rahmen dieses Artikels übersteigt.
 - 26 Elisabeth List: *Gebaute Welt – Raum, Körper und Lebenswelt in ihrem politischen Zusammenhang*. In: *Raum greifen und Platz nehmen: Dokumentation der 1. Europäischen Planerinnentagung*. Hrsg. FOPA Berlin. Zürich; Dortmund 1. Aufl. 1993, S. 54-70, hier: S. 55.
 - 27 List, S. 59.
 - 28 Ernst Cassirer: *Philosophie der symboli-*
 - schen Formen, Bd. 1. Darmstadt, 7. Auflage 1964, S. 152. Zitiert nach List, S. 60.
 - 29 Judith Nesbitt: *On entering 'mneme'*. In: *Ann Hamilton: mneme*, S. 28-38, hier: S. 33.
 - 30 Daß es dabei aber nicht um einen „Essentialismus des Leiblichen“ gehen kann, wird von Elisabeth List ausgeführt: „Konkret-heit und Lokalität sind ebenso wie Leiblich-keit nicht nur neu zu entdeckende Inhalte, sondern Kategorien der Kritik.“ List, S. 65.
 - 31 Maja Lorbek/Gerhild Stosch: *Vom Städtischen*. In: *Frauen Kunst Wissenschaft: Architektur*, 1992, H. 13, S. 24-31, hier: S. 27.
 - 32 Tony Fretton: *Conversation with David Turnbull*. In: *Tony Fretton*. Barcelona 1995, S. 7-11, hier: S. 11.
 - 33 Ilma Rakusa: *Farbband und Randfigur: Vorlesungen zur Poetik*. Graz; Wien 1994, S. 83.
 - 34 Johanna Kandl: *Auftragskunst oder warum Goya die Familie Karls IV. so malte wie er sie malte und warum Karl IV. das Bild gefiel*. In: *Veröffentlichte Kunst, Kunst im öffentlichen Raum*. Dokumentation von Katharina Blaas-Pratscher, 1991, S. 65-68, hier: S. 67f.
 - 35 Johanna Kandl. In: *Ansichten: 40 Künstler aus Österreich im Gespräch mit Wolfgang Drechsler*. Salzburg 1992, S. 210-215, hier: S. 215.